

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 8 (1904)

**Artikel:** Jean-Paul [Fortsetzung]  
**Autor:** Rasmussen, Holger  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575811>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Hbandonné. Nach dem Gemälde von Jacob Lorenz Rüdissühli, Basel.

sich bemüht, in dem ihm von der Natur gewiesenen engen Kreis das Beste zu leisten: seine Waldmotive sind wahre Juwelen. „So wie Sie malt keiner den Wald und das feuchte Moos,“ schrieb Munkacsy, und Castan sagte beim Anblick seiner „Waldeinsamkeit“: «C'est un festin à voir un Rüdissühli!» Am ehesten finden wir bei den Meistern von Fontainebleau eine Verwandtschaft in der Technik und malerischen Anschauung; manchmal gemahnen uns seine Bilder an die Werke von Théodore Rousseau, besonders was die feste und klare Architektur anbelangt, so Felschluchten, kahle Felsen, raue Jurakalkblöcke; manche Feinheiten in Tönung und Pinselführung erinnern an die besten Werke des großen Corot. Mit den Meistern von Fontainebleau hat er auch die Gediegenheit und die Vornehmheit gemein; fern von jeder Effekthascherei geht er ruhig seine eigenen Wege, unbekümmert um die Kritik, die dem Autodidakten ab und zu entgegengetreten ist. Einige Male versuchte Rüdissühli der herrschenden Mode

Konzeptionen zu machen: die schillernde Farbenpracht Böcklins blendete für kurze Zeit auch seine Augen; aber er erkannte bald, daß er auf Irrwege geraten könnte, und kehrte wieder zum Paysage intime zurück, auf welchem Gebiet er wirklich glänzt. Die Ausstellung, die der Basler Kunstverein dem Zubilar zu Ehren veranstaltete, enthielt Werke aus allen Perioden und bot dem Beschauer einen Einblick und Ueberblick über das Schaffen dieses schweizerischen Landschafters, dessen ganzes bisheriges Leben ein Kampf und ein Ringen um das Ideal und die reinste künstlerische Anschauung war. Ein Wort Bodenstedts kann in seinem ganzen Umfang auf das Lebenswerk Rüdissühlis angewendet werden, es heißt:

Die Kunst erhebt den Geist auf lichte Bahnen,  
Verklärt die Wirklichkeit durch halben Schein,  
Führt an der Schönheit Hand zur Wahrheit ein . . .

G. Berlinger, Basel.

## « Jean-Paul »

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

(Fortsetzung).

Und wieder wurde von vorn begonnen. Immer wieder, bis der Sprung gelang. Nicht einmal, sondern zehnmal, zwanzigmal! Sicher, rein, ohne Fleck mußte er sein. Die Ruhe der drei Menschen und ihr Vertrauen zueinander stiegen, je weiter ihre Arbeit vorrückte. Ein hitziger Eifer, das große glänzende Resultat zu erreichen, ergriff sie. Der eine feuerte den andern mit anregendem, tadelndem, schmeichelndem oder triumphierendem Zuruf an . . .

Viele, viele Male hatte der junge Körper Ingolfs seinen schönen, kühn geschwungenen Bogen beschrieben, und schließlich war mit dem Vertrauen zu seinem Sprung eine gewisse schwellige Freude dazugekommen. Ein eigenes, kindliches Selbstgefühl,

ein stolzes Gefühl, etwas zu können, das nicht jedermanns Sache war. Etwas vom Siegestolz, den der Künstler fühlt, wenn er endlich nach vielen heißen Kämpfen sein fernes, sein lang entrücktes Ziel erreicht . . .

„Assez!“

Mit diesem Ruf warf Jean-Paul die Longe hin: „Genug für heute! Es geht vorwärts, Leute, es geht vorwärts!“

Alexander stieß ein langes gellendes Triumphgeschrei aus und wirbelte im gleichen Moment wie in kindlichem Siegesrausch seine Degenklinge von einem Körper in einer Reihe blitzschneller und hastig aufeinanderfolgender Purzelbäume über den feuchten Rindenbelag der Manège hin.

Der alte Mayer klopfte Ingolf auf die Wange. Er hatte eine sonderbar vornehme, feierliche und verheißende Art zu sprechen: „Wird klüger Artist!“ Mayer nickte gegen Jean-Paul: „Braucht nicht viele Prügel, wird doch geschickt . . . Gutes Material . . . Muskulatur! Wenig essen, häufig essen . . . Aufpassen . . . Wird geschickter, tüchtiger Künstler!“

Und der alte Mayer, der so arm war, daß er nicht einmal ein paar ordentliche Werktagstiefel besaß, verließ die Manège mit der Miene und Haltung eines Zirkuskönigs, der hundert Pferde im Stall, die besten Künstler der Welt in seinem Dienst und eine halbe Million Bargeld in der Hamburger Bank hat.

VIII.

Die Zeit vergeht. Tag fettet sich an Tag, wird Woche, Monat, Jahr.

Gottliebs Gauklerwagen rollen durch das Land und die wechselnden Jahreszeiten. Städte werden verlassen und Städte erreicht. Sie pflügen tote Wege, während der Frühling die grünen Tropfen der Knospen in die Dornbüsche am Grabenrand freut. Die ersten Gänseblümchen schimmern im Gras. Der Wald schwillt und rötet sich in seiner Sehnsucht, während die Wärme als laue, duftende Welle über alle Wiesen, Felder, Wälder und Dörfer walt.

Die Zeit der Springen, des Goldregens und der Rosen bricht an. In dichten, mächtigen Strömen kommt der Duft aus Heden und Gärten geströmt und von all den erwachenden Blumen im ganzen sommererfüllten Lande . . . Die Springen verbrennen, der Goldregen vertrocknet, und die Rosen enblättern sich. Aber Neues sproßt hervor, erbleicht, erneuert sich, und das Glück des Lebens scheint ohne Ende zu sein.

Doch um St. Johanni bricht der Duft und schweigt der Gesang. Alles Verheißungsvolle vergeht; alles, was wuchs, krümmt sich unter der herbstlichen Sonne. Kühle Winde streichen über das graue Wasser des Moores, wo das Schilf seinen braunen Federbusch schwingt; die schwarzen Mohrkolben schwanen, und die Wasserlilien ersterben in einem sachte wiegenden Traum. Vögel ziehen am Himmel hin, fort zu neuer Sonne und neuem Leben; das Laub flattert müde zur Erde, Dunkel und Tod entgegen. Und im großen Reich der Natur müssen alle Farben erbleichen und alle Blumen unter der harten Hand des Novembers vermodern.

In den kleinen Gärten am Weg kämpft noch eine kleine harte Afterschar einen letzten hoffnungslosen Tag. Ein paar große rote Georginen lächeln in krampfhaftem Trotz dem drohenden Himmel entgegen. Eine gewaltige graugelbe Sonnenblume welkt steif und stolz auf ihrem Stengel. Die Nacht und der kommende Morgen umhüllen alle mit dem silberweißen Leichentuch des Reifs.

Aber immer kälter und grauer werden Himmel und Wetter. Und eines Tages, just als der Abend dämmernd, kehren alle die weißgefingelten, sonnenfrohen Schmetterlinge zurück und erfüllen die Luft mit dem bleichen Tanz von Millionen von Schneeflocken — Gespenstern des leuchtenden, hellen, leichtsinnigen Eintagsleben, das gewesen ist . . .

Gottliebs Gauklerwagen rollen durch das Land und die wechselnden Zeiten. Aber für die Zwei, die der kleinen armen Karawane auf ihrer fortwährenden Reise von Stadt zu Stadt folgten, formte sich das Leben zu einer glücklichen Wanderung durch viel Sonne, viel arbeitsvolle und genügsame Freude, viel Verstehen, viel Güte und viel Frieden . . .

Jean-Paul öffnete Ingolf die Augen für die Schönheiten des Lebens, für dessen Wert und wahres Wesen. Er lehrte ihn das werden und sein, was ein Größerer vor

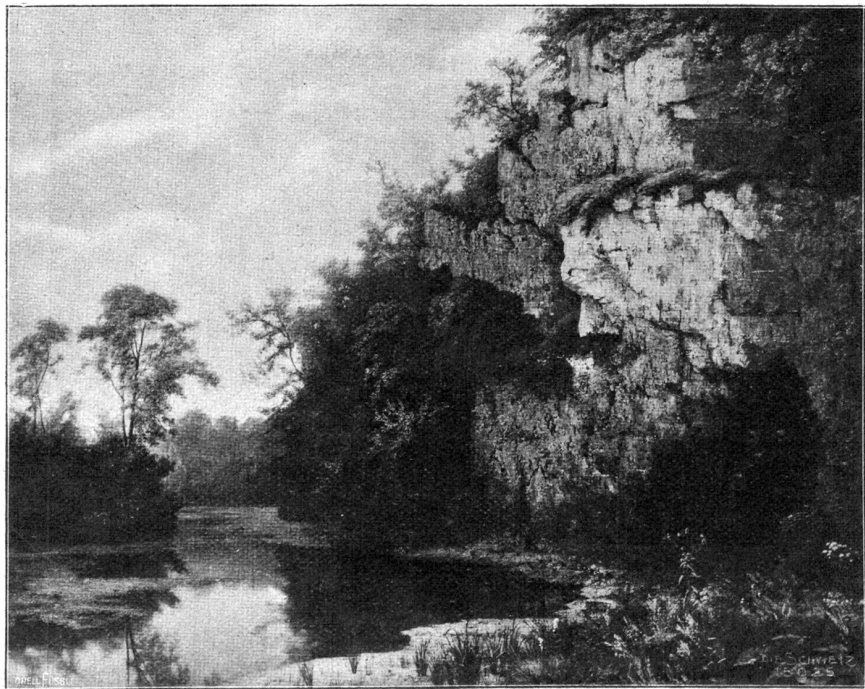
ihm einmal in ferner, fremder Zeit alle Kinder der Erde gelehrt hat. Er schrieb das große, ewige und einzige Gebot in sein Herz: Sei gut und teile! Sei immer Kind! Liebe die Schwachen und Kleinen und all diejenigen, die Hilfe und Liebe in der Welt bedürfen! Und immer und immer wieder grub er mit der starken Schrift seiner eigenen, flammenden Gefühle die Worte ein: Sei gut! . . . Lebe und werde so, daß du einmal sicher deine Augen schließen und einer unbekannten Nacht entgegen geschlafen kannst im Frieden mit dir selber, im Frieden mit der Gottheit, der du in deiner Seele eine Kirche bauest, im Frieden mit dem Leben, dessen guter treuer Sohn du gewesen bist. Denn dies ist Glück, das einzige, rechte, echte und wahre Glück des Lebens, das Glück des Königsaales wie der Landstraße!

IX.

Es waren schon einige Tage des Dezembers verstrichen . . . Der Sommer war hartnäckig gewesen. Lange, lange bis gegen Ende November war die Luft herbstlich und mild geblieben. Aber dann war auf einmal Unruhe in das Wetter gekommen. Es fiel eine Menge Schnee, und nun in den letzten Tagen hatte es sechs bis sieben Grad Kälte.

Gottliebs Pferde hatten einen ganzen Tag die Wagen die beständig tief verschneiten Straßen dahingeschleppt. Jeden Augenblick war man festgefahren, und die Artisten hatten mit Schaufeln und Spaten ausrücken müssen, um die Räder frei zu machen. Endlich hatte man nach dem Mittag die kleine Garnisonsstadt am Fjord erreicht und im Lauf des Nachmittags und des Abends das Zelt auf dem „Schwanendamm“, der Wiese, die außerhalb des alten Walls und Grabens der kleinen Stadt lag, aufgerichtet. Beim Schein der unruhig flackernden Flammen der Petroleumlampen hatte man bis spät am Abend die Manège gelegt, die Barriere aufgerichtet, Bänke gezimmert, gepuzt und drapiert. Die müden Pferde waren bei verschiedenen Kaufleuten in den Stall gestellt worden — — —

Es mochte kaum sieben Uhr morgens sein, und die graue Dämmerung schlief noch ruhig über den weißen Feldern. Sie lag wie ein dichter, feuchter Schleier um die Wagen, das Zelt und die nächsten Häuser. Sie verbarg ganz den Graben und den Wall um das Städtchen, in dessen schmalen, stillen Straßen die Heveille ertönte. Die traurigen, finster klingenden Töne des Horns verpflanzten sich durch die dunstige Luft über Wall und Graben und die nahe Wiese, und dieser Morgengesang erreichte Gottliebs Gauklerwagen und das große, einsame Zelt draußen auf dem „Schwanendamm“.



Sumpflandschaft. Nach dem Gemälde von Jacob Lorenz Rüdelsühl (im Basler Museum).

Der Vorhang zum Zeltanbau neben den Wagen wurde zur Seite geschlagen, und drei Menschen traten heraus auf den offenen Platz, wo man den Schnee fortgeräumt hatte. Mit einem hölzernen Eimer in der Hand liefen sie, einer hinter dem andern, im Gänsemarsch auf dem schmalen Pfad hinab nach dem Wallgraben. Einen Augenblick verschwanden sie; dann kehrten sie langsam zurück, jeder vorsichtig mit seinem gefüllten Eimer balancierend.

Am einen Ende des großen Wagens, in dem die fünf männlichen Personen schliefen, stand Jean-Paul und kochte Kaffee über einem Petrolapparat.

In vier von den fünf aufgeschlagenen Klappbetten des Wagens — es waren drei große an den Seiten und ein kleineres am Ende — lagen Decken und Lafen in wilder Unordnung durcheinander. Strohsäcke und Kopfkissen zeigten noch die Eindrücker der Körper, die sie eben verlassen hatten. Im fünften Klappbett schlief der alte Mayer noch ruhig. Er lag nett und still mit dem Kopf auf den Kissen, und sein schönes semitisches Profil mit den dichten grauen Brauen über der großen Nase erschien in dem unsichern Morgenlicht wie ein altes Membrandtgemälde . . .

Jean-Paul sehte den Kaffee. Er schenkte vorsichtig in den geblühten Spülkumpf und goß um.

Ein lieblicher und anregender aromatischer Duft erfüllte den Wagen, und die Wärme der schnurrenden Flamme im Koch-

apparat verbreitete eine gewisse primitive Zigeunerbehaftlichkeit in dem kleinen eingeschlossenen Raum . . .

Aber draußen im leeren Zirkusstall übergossen Hugo, Alexander und Jngolf unter Gelächter und kecken Ausrufen sich gegenseitig ihre nackten Leiber mit dem eiskalten Wasser aus dem Wallgraben. Einen Eimer voll auf die Brust, einen über den Rücken und einen über den Kopf.

Dann hinauf auf den hölzernen Boden, auf dem Mayer als Jongleur-Athlet aufzutreten pflegte, dann blitzschnell in die Kleider und eine Minute nachher im Sprung hinaus auf den Weg, der sich zwischen Häusern und Gärten hindurch nach dem Wald und dem fernen salzgrauen Fjord wand . . .

„Ist der Kaffee fertig?“

Alexander öffnete die Wagentür und blickte hinein.

Ja, der Kaffee war fertig. Er stand gleich darauf eingeschenkt auf dem kleinen Esstisch. Und neben jeder Tasse lag weißer Zucker.

Hugo, Alexander und Jngolf setzten sich keuchend nach dem langen und schnellen Lauf jeder auf den Rand seines Klappbettes.

„Und nun wollen wir daran gehen!“

Hugo stellte seine Tasse hin.

„Ja, wir wollen daran!“

Jean-Paul zog eine dicke Jacke an und setzte seine Pelzmütze auf den Kopf.

Die Bier verließen den Wagen.

Drüben im Zirkuszelt war es halbdunkel und kalt.

Alexander, der ein Zündhölzchen angestrichen hatte, blieb einen Augenblick stehen und beschäftigte sich mit einer der Petrolfackeln, die am Mast hingen. Kurz darauf sprühte und knisterte die Flamme in der rauhen, feuchten Morgenluft. Sie warf ein grelles und unruhiges Licht auf die rötlichen Späne der Manögerinde und verlieh allen Dingen ein unsicheres und unwirkliches Gepräge . . .

Die drei Akrobaten warfen ihre Röcke ab und begannen beim flackernden Schein der Fackeln eine Reihe willkürlicher Übungen.

Alexander ging auf den Händen. Den kräftigen Nacken stark zurückgeworfen, mit einer gewaltigen Biegung des Rückens, und die Zehenspitzen der nebeneinander gestellten Füße nach oben gerichtet, arbeitete er sich eifrig über die Knie vorwärts, die mit den Handflächen kalt, eckig und hart anzufühlen war.

Hugo und Jngolf machten den Arabersprung und Burzelbäume. In langsamem und schwerfälligem Trabe wälzte Hugo seinen muskulösen Körper über die Manöge. Und an seiner Seite fuhr Jngolf mit größerer Schnelligkeit, rasch und biegsam wie eine Weidenrute.

Jean-Paul stand auf der Barriere und betrachtete die Drei. Seine schönen, braunen Augen hatten einen glücklichen Glanz: das junge Trio hatte im abgelaufenen Jahr mit seiner Arbeit große Fortschritte gemacht und war in den meisten Tricks so geübt, daß man der Longe nicht mehr bedurfte.

Die Matratze wurde zur Stelle gezogen.

„Allons!“

Hugo hatte plötzlich eine Stellung mit stark gebeugten Knien eingenommen. Vor dem Körper hielt er seine offenen Hände, die Finger ineinander geflochten.

Alexander lief ein paar Schritte vorwärts und setzte seinen rechten Fuß



Verlassener Park. Nach dem Gemälde von Jacob Lorenz Müdisühli, Basel.



Am Genfersee. Nach dem Gemälde von Jacob Lorenz Mübisühl, Basel.

auf die vereinten Handflächen des Bruders. Ein kurzer, kräftiger Satz, und Alexanders Körper beschrieb einen großen, ruhigen Bogen in der Luft und fiel mit einem weichen Niedersprung auf die Matratze.

Noch einmal und noch einmal. Er lief vorwärts und stellte sich so, daß Alexanders Körper in seinem hohen, langjamem Saltomortale über seinen Kopf hinschwebte.

Ein paar Schritte weiter und den Fuß auf Hugos Hände. Der tempogebende Artist schnellte Jngolf in die Höhe, die Kraft seines Satzes der um viel leichtern Bürde genau anpassend. Noch, hoch über Alexanders Kopf schwang Jngolf sich im Kreis, und die Streckung des Körpers kam genau, wie sie sollte, dort, wo der Absprung begann.

Dann wieder Alexander, Jngolf u. s. w.

Jean-Paul stand eine Strecke weiter rückwärts, um zu empfangen, falls der Niedersprung mißlingen sollte.

Noch einige Zeit wurde die Arbeit fortgesetzt.

„Assez!“

Man verschnaufte, plauderte über einen komplizierten Trick, der morgen an der Longe versucht werden sollte, und machte sich wieder an die Arbeit.

Es war ein Kunststück, das darin bestand, daß Jngolf sich flach auf den Rücken niederlegte. Gespreizt über ihm stehend, mit einem Fuß neben jeder Hüfte, bückte sich Hugo und erfaßte fest und sorgfältig Fußsohle und Riß des Knaben. Ein kräftiger Ruck, ein Schwung vor- und aufwärts, und Jngolf stand in Hugos Händen an den ausgestreckten Armen. Langsam wurde er mehrmals gehoben und gesenkt, und der Artist stellte ihn schließlich auf seine kräftigen, muskulösen Schultern.

Die Nummer wurde fortgesetzt.

Jngolfs Körper beschrieb einen Saltomortale mit eingeflochtener Birouette, eine eigentümliche doppelte Pfropfenzieherverdreher, die mit einem Niedersprung auf die Schultern Alexanders enden sollte.

Aber der Sprung mißlang.

Alexander vermochte Jngolfs Beine nicht zu erfassen, und die Füße trafen nicht sicher.

Mit Anstrengung, der eine nach einem Halt suchend, der

andere, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, wankten sie einen Augenblick, fielen und wurden von Jean-Paul aufgefangen . . .

Der Versuch war früher oft gelungen, und man wiederholte ihn nun mehrmals nacheinander, aber beständig ohne Glück.

Sie betrieben ihre Arbeit plötzlich mit einer nervösen Unsicherheit, und Hugo meinte, man habe gewiß zu lange stillgeessen und sei kalt geworden.

Jean-Paul machte den Vorschlag, zu etwas anderem überzugehen; aber Alexander, der meinte, er habe das Mißgeschick durch einen Fehler verschuldet, drängte zu einem neuen Versuch.

Man wollte es noch einmal probieren.

Indem Hugo seine Stellung über Jngolf einnahm, sagte er laut:

„Geht es diesmal nicht, dann will ich nicht mehr!“

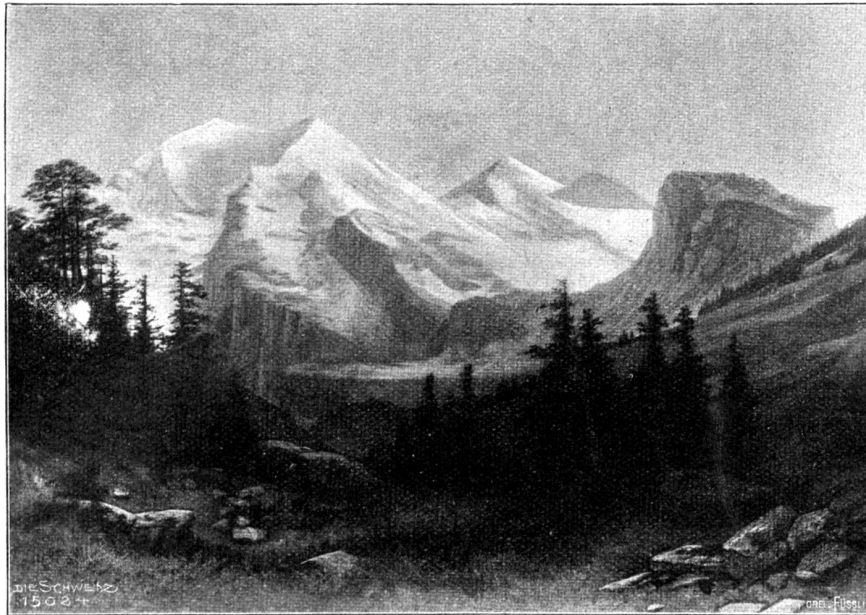
Jngolf stand bereits auf seiner Schulter. Alexander erhob die Arme und blickte in die Höhe.

Jean-Paul wurde in diesem Augenblick von einer großen Unruhe ergriffen. Er erhob die Hand, tat einen Schritt vorwärts, um Jngolf aufzuhalten, entdeckte, daß es zu spät war, und unterdrückte einen warnenden Ausruf, befürchtend, die Drei in ihrer Arbeit zu stören . . . Jngolf fuhr in die Höhe, sich um sich selber drehend, in der Luft sich windend wie eine Schlange und diesmal wirklich sein Ziel treffend.

Aber, mochte nun die Absehung zu heftig sein oder vielleicht Jngolf sich zu stark gruppiert haben — genug, als seine Füße die Schultern Alexanders erreichten, war der Körper noch in voller Bewegung. Alexander lief einige Schritte rückwärts, unter steten Versuchen, das Gleichgewicht zu erhalten. Aber der Sprung war zu kräftig gewesen.

Jean-Paul, der vorher in seiner plötzlichen Angst vorwärtsgeeilt war, konnte nur noch Alexander erfassen, den er aufrecht hielt, während Jngolf stürzte.

Der Körper des Knaben senkte sich in unheimlich langsamem Fall — einem Fall, den niemand unterbrechen konnte — herab in die Manege, und sein Hinterhaupt schlug mit einem dumpfen Dröhnen auf den harten Rand der Barriere. Er blieb in halbgekrümmter Stellung liegen, bewußlos und weiß . . .



Alpenlandschaft (Balmhorn und Altels). Nach dem Gemälde von Jacob Lorenz Rübisühli, Basel.

O, dieses Dröhnen auf der Barriere! Hätte man mit einem zähen und gewaltigen Auck Jean-Paul das Herz aus dem Leibe gerissen, der Schmerz würde dieses Entsetzen nicht aufgewogen haben. Er stürzte neben Ingolf auf die Knie und legte die Arme unter seinen Nacken.

Das Licht des grauen Tages draußen begann langsam hereinzudringen und kämpfte mit dem rötlichen Schein der flackernden Fackel.

Ingolfs Gesicht war weiß, ganz weiß, Augen und Mund waren fest zusammengekniffen.

Jean-Paul blieb ganz gedämpft, und seine Stimme zitterte:

„Ingolf! . . . Ingolf!“

Er wandte sich gegen die beiden Brüder, die zitternd, bleich und ratlos dastanden.

„Holt Wasser! Holt Wasser!“

Sie liefen beide.

Jean-Paul blieb auf den Knien liegen, stumm das wachsbleiche Gesicht Ingolfs anstarrend . . .

In dem kurzen Augenblick, in dem er mit dem bewußtlosen Knaben allein war, zog an seiner blutenden Seele ein schwerer Erinnerungstraum vorüber. In dem kämpfenden Morgenlicht sah er sich selber so dasitzen wie jetzt, weit fort, mit dem weißgrauen Kopf eines Kindes auf seinem Arm. Der Morgenraum von der alten Stadt kehrte wieder. Jenes ferne kämpfende Grauen, als sein Sohn, der kleine Lehrbruder Ingolfs, einschlief, während das große Lebenswerk ward . . .

Alexander hatte eine Schale Wasser gebracht. Hugo war in das Städtchen gelaufen, um den Arzt zu holen . . .

Während Jean-Paul die Schläfen des bewußtlosen Knaben badete und sein Gesicht mit Wasser bespritzte, saß Alexander weinend auf der Barriere. Er rang seine Hände und jammerte leise: „Es war meine Schuld! . . . Es war meine Schuld!“

Alle Artisten Gottliebs waren aufgeschreckt worden bei der Nachricht von Ingolfs Fall. Stumm, niedergeschlagen und hilflos standen sie dort um die Wagen in dem anbrechenden Tag.

Auf alle diese Menschen, die in ihrem Beruf oft Zeugen von Ähnlichem gewesen waren, machte der unglückliche Sturz ihres kleinen Kameraden einen tiefen Eindruck — weil jeder auf seine Weise den Knaben geliebt hatte.

Ingolf war noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Man hatte ihn in sein Bett gebracht und erwartete mit großer Unruhe den Arzt. Endlich kam er.

Jean-Paul hatte die ganze lange Zeit fast von Sinnen an Ingolfs Bett gesessen. Er hatte die eine Hand des Knaben in der seinigen gehalten und fortwährend den andern unverständliche Worte gemurmelt. Da waren ihm Ausrufe ent-

schlüpft wie: „Ein barbarischer Gott . . . Ein dummes, rohes und schändliches Leben!“

Aber nun kam der Arzt.

Es war eine Gehirnerschütterung . . .

Ingolf hatte ein paar Male erbrochen und war dann in einen todähnlichen Schlummer gefallen . . .

Es wurde ein Wagen geholt und Ingolf in das Spital des Städtchens gefahren.

Aber Gottliebs Truppe blieb auf ihrem Platz zurück, manche arm an Geist und alle arm an Geld und Gut. Sie weinten um ihren kleinen Freund, ihren verlorenen Kameraden, und doch sollten sie alle am gleichen Abend lustige Komödianten und Bajazzos, Clowns und dumme Peter sein für das Publikum des Fjordstädtchens. . . .

## X.

Im Laufe von ein paar Wochen hatte man Ingolf wieder auf die Beine gebracht. Der Arzt des Spitals befürchtete einige Tage eine Gehirnentzündung; aber der kleine Kopf Ingolfs war doch

besser zusammengezimmert, als er vermutet hatte. Er hielt.

Die vierzehn Tage Krankenlager hatten seine Kräfte ein wenig angegriffen. Ingolf selbst wunderte sich darüber, wie schnell seine Beine am ersten Tag, als er wieder aufgestanden war, ermüdeten; aber im übrigen befand er sich ganz wohl.

Ueber den Sturz selbst hatte er keine klare Vorstellung bewahrt. Keine plötzliche Angst, keinen Schmerz, gar nichts. Es war nur einen Augenblick dunkel geworden; dann war alles vorbei. Als er gegen Abend aus seiner Ohnmacht erwacht war, glaubte er zuerst, es wäre morgen und er schlief im Klappbett des Gauklerwagens . . .

Acht Tage Ruhe und Frieden hatte der Arzt befohlen, dann würde alles überstanden sein . . .

Die kleine, fahrende Truppe Gottliebs hatte das Städtchen verlassen. Aber sie reiste ab mit dem frohen Bewußtsein, daß Ingolf außer Gefahr sei. Sie hatte in den nächsten Städten gespielt, und Jean-Paul hatte den Knaben brieflich benachrichtigt, daß man ihn bald abholen werde. Der Zirkus Gottlieb sollte vor Weihnachten auf einen Tag zurückkehren nach dem Städtchen, um über den Belt gefest zu werden . . .

Aber drei Tage vor Weihnachten geschah etwas Merkwürdiges.

Es war am Vormittag, und die Winter Sonne strahlte freundlich zum Fenster herein, an dem Ingolf saß und mit Bleistift einen Brief auf einen großen Bogen Konzeptpapier schrieb.

Ein großer, schwerer Mann, der, von einer Wärterin begleitet, einen Rundgang durch die Stuben gemacht hatte, blieb nun am Fenster hinter Ingolfs Stuhl stehen. Er hatte ein breites, glattrasiertes Gesicht, sanfte Augen unter ein paar dichten schreckeinslösenden Brauen und mochte gut an die sechzig Jahre zählen.

„Wem schreibst du, mein Junge?“

Ingolf sah auf, und es kam ihm vor, als wenn die Augen des Fremden eine große Ähnlichkeit mit denjenigen Jean-Pauls hätten.

„Es ist ein Brief für meinen Pflegevater.“

„Wann holt er dich ab?“

„In den nächsten Tagen. . . Vielleicht zu Weihnachten!“

Der große fremde Mann blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den Knaben. Dann sagte er:

„Nun bist du ja wieder gesund. Willst du bei mir Weihnachten feiern, bis dein Pflegevater kommt? Wir geben hier im Spital eine Erklärung ab, und dann kann dein Pflegevater dich in meinem Hause holen?“

Ingolf sah den Mann einen Augenblick verwundert an.

Zum ersten Mal in seinem Leben war er Gegenstand einer Einladung.

Nachdem er sich ein wenig überdacht hatte, sagte er dann: „Ja, danke, das will ich gerne!“

Der Mann wandte sich an die Wärterin:

„Ja, nun ist es abgemacht! Ich nehme den Knaben jogleich mit mir!“

Kurz nachher verließen beide das Spital.

Der Fremde war der Polizeimeister des Städtchens, Witwer und kinderlos.

Der schwere, vierschrotige und etwas barsch aussehende alte Herr war der Wohltäter des Städtchens, der beste Freund der Armen und Kinder. Er gehörte zu jenen Menschen, die des Guten wegen Gutes tun, die dem Drang eines warmen und mitfühlenden Herzens folgen, die keinen Dank erwarten und nicht Anerkennung beanspruchen.

Der alte Polizeimeister, der besonders gegen Weihnachten ein getreuer Besucher des Spitals und von den Zeitungen über den Sturz Ingolfs im Zirkus unterrichtet war, empfand so gleich Interesse für das Schicksal des kleinen Artisten.

Aber es war noch etwas im Wesen Ingolfs, das das Herz des Alten anzog. Es war jene leuchtende Reinheit und Klarheit, die die ganze kleine Person des Knaben kennzeichnete. Es war der seltene kindliche Reiz und seine unbewußte Vornehmheit. Es war die stumme und doch so rührende Bitte um Hilfe, all das Eigenschaften, die seinerzeit Jean-Paul zu dem armen, vernachlässigten Gauklerkind hingezogen hatten — — —

Im Hause des Polizeimeisters hatte Ingolf nun schon drei große Tage zugebracht, und wenn nicht beständig die Sehnsucht nach Jean-Paul in seinem Herzen geseufzt hätte, so würden die Tage vollkommen glücklich gewesen sein.

Der Polizeimeister hatte viele vertrauliche Gespräche mit Ingolf gepflogen und sich über das Wissen und den klaren Verstand des Knaben verwundert.

Wer mochte eigentlich sein Pflegevater sein?

Nun, Ingolf konnte nicht vollständig Aufschluß über das Leben Jean-Pauls geben. Aber was er wußte, das erzählte er.

Es war am Nachmittage vor dem Weihnachtsabend. In

einem der Säle des Rathauses hatte der alte Beamte einen Weihnachtsbaum für eine Anzahl armer Kinder aufgestellt. Er und Ingolf waren gerade mit dem Mittagessen fertig geworden. Der Alte saß auf seinem Ehrenplatz am Fenster, aus einer großen Porzellanpfeife dampfend, dann und wann hinausblinzelnd auf den Marktplatz vor seiner Wohnung, wo der Schnee fiel. Ingolf hatte ein großes Bilderwerk in die Hände bekommen, das er vorsichtig durchblättern wollte. Drunten auf dem Markt waren etwa ein Duzend Arbeiter mit dem Fortschaukeln des Schnees beschäftigt. Das

Geräusch des beständigen Klirrens ihrer Schaufeln auf dem Steinpflaster drang zu den beiden hinauf. Zur Seite des Marktes floß ein Bach, über den eine hölzerne Brücke führte, in den die Arbeiter den Schnee, so rasch sie schaufeln konnten, hinausschafften.

Drunten blies der Wind Kiesel und Schnee umher, die in die Winkel des Plazes hineinwirbelten; hier droben aber war es warm und gemütlich, mit dem Duft von frischem Staffee, selbstgebackenem Brot und gutem holländischem Kanaster.

Und nun geschah es, daß der Polizeimeister, nachdem er eine Weile bald nach Ingolf, bald in das wilde Schneegestüß hinausgesehen hatte, ohne jede Einleitung sprach:

„Du bist ein fleißiger und guter Knabe, Ingolf. Ich habe dich schägen gelernt und möchte wünschen, ich könnte etwas für dich tun. Ich sehe nicht ein, daß dir das Artistenleben auf die Länge wirkliche und dauernde Freude bereiten könnte. . . Ja, natürlich, wenn etwas besonders Vollkommenes, etwas wirklich Hervorragendes erreicht werden könnte, so wäre dies was anderes. Aber ich glaube nicht, daß das in dem Rahmen geschehen kann, in dem du wirkst. Bleibe bei mir! Ich will für deine Ausbildung sorgen. Hier hast du ein Heim, und ich will dir ein guter Vater sein, wenn Gott mich noch einige Jahre am Leben lassen will. . .“

Aber Ingolf, der gut wußte, was er antworten mußte, er konnte nichts erwidern. . .

Lange, nachdem der Polizeimeister gegangen war, saß der Knabe noch am Fenster in der warmen Stube und starrte ins Freie hinaus, wo ein kalter, bleicher Mond hinter den dunkeln Silhouetten der hohen Giebel hinabsank. . .

Heim, heim!

Die Sehnsucht marterte sein kleines Herz.

Weit, weit draußen in der weißen Nacht waren die arm-seligen Wagen Gottliebs an die Grenze einer fremden Stadt gefahren. . .

Wenn man nur mit dabei wäre! Wenn man nur mit dabei wäre!

XI.

Der Weihnachtsabend war vorüber, und Ingolf erinnerte sich nicht, je etwas so Schönes erlebt zu haben.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er unter einem



Waldlandschaft (Kaltbrunnthal), nach dem Gemälde von Jacob Lorenz Mübisühli, Basel.

wirklichen Weihnachtsbaum gestanden. Er hatte das große Fest der Kinder um seinen Kopf rauschen und singen gehört. Er hatte mit den andern armen Kindern um den reichen Baum des großen Wohlthäters getanzt und gesungen.

Und der Mann mit dem derben, barschen Aeußern und den freundlichen Augen unter dem wilden Dickicht der Brauen hatte in einer Ecke des Saales geseffen, aus seiner Pfeife dampfend,

nach allen Seiten austeilend, sein großes, kindliches Herz im Glanz der Weihnachtsfeier an der Freude der andern Kinder weidend... Der Jubel der kleinen Gäste umwogte ihn. Auf gebogenen Zweigen leuchteten Sterne und flammten Lichter, das Wachs rollte in roten und grünen Tropfen über die Nadeln des Baumes herab... Kinder, Gesang, Tanz, Plünderung, Jubel und Freude... (Fortsetzung folgt).

## Kunst und Leben.

Aphorismen von Karl Heinrich Maurer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Man darf Orte, wo man überaus selig gewesen, niemals wiedersehen! Wenn wir nach Jahren so einen Ort betreten, kann sein verändertes Aussehen die Erinnerung an die Seligkeit, die wir daselbst genossen, verunglimpfen und so uns das Beste nehmen, was das Leben für uns hat, das Gedenken.

Man sollte sich vor Kindern viel mehr zusammennehmen als es Eltern gewöhnlich tun. Das Kind hat eine wunderbare Witterung für die Schwäche der Erwachsenen, für Achillesfersen. Das ist eine seiner Waffen. Es wäre z. B. weit besser, ruhig einzugestehen, man wisse dies und jenes nicht, anstatt den Donnergott zu spielen und dem Kind brüsk die Frage zu verweisen oder einfach mit dem Argument des Stockes zu kommen. Herrschsucht ist alles! Alles — Herrschsucht in tausend Masken!

Die Einrichtungen der katholischen Kirche sind bis ins kleinste ungeheuer suggestiv: wenn ich an einem Beichtstuhl vorbeigehe — überall herrscht Halbdunkel — und ich sehe dort an das Gitter ein blaßes undeutliches Gesicht gedrückt, das Kleid verschwimmt im Dunkeln, im Beichtstuhl der Priester in tiefer Aufmerksamkeit, und alles so still, so still, das schärfste Ohr vernimmt kaum ein Flüstern — so muß ich gleich an namen-

lose Sünden denken, an etwas Furchtbares, grausam Niederdrückendes, an ein von wahnsinniger Reue erfülltes Herz.

Man lebt ein halbes Leben, wenn man seine Träume der Nacht nicht auch zum Leben rechnet.

Es liegt ein eigenartiger Zug in der Selbstanflage. Wenn wir uns selbst Vorwürfe machen, haben wir das Empfinden, daß kein anderer mehr das Recht dazu habe. Nicht der Priester, sondern das Bekenntnis gewährt die Absolution.

„Man stirbt nicht daran!“ hört man so häufig den Lebensklugen sagen, wenn er von einem Seelenschmerz hört. Weißt du das so gewiß? Gut, geben wir zu, daß man nicht daran stirbt; aber irgendetwas kann sterben, das wertvoller ist als „man“.

Das Spiel hat einen eminenten seelischen Wert: es löst bei den jungen Menschen diejenigen Kräfte aus, so sich nur im Ausgloßen betätigen können. Obwohl diese Kräfte bei den meisten gering sind, würden sie, gebunden, schädigend auf den Organismus wirken. Der Spieltrieb ist der Schönheitsdurst en miniature.

## De Moler Herbst.

(In Randemundart).

De Moler Herbst ischt wider do,  
Dä molet-is enanderno  
E gschägget Wese wunderscho  
In üse Gegend, summergrö.

Er sat: „Ich ha gär kurze Cheer,  
Drum mo-n-ich halt zor Freud und Ehr  
E wenge luschtig farbe ha  
Und mir da Wäärl früiche-n-a.

U Gäl und Rot han-ich mi Freud;  
Si säged frili, ich vergend  
Do dene farbe immer meh,  
Als scho sei — 's tüei de-n-Nuge meh.

Wenn aber d'Moler, d'Dichter, d'Chind,  
Wo ubifangni Artler sind,  
Hand Freud a dene farbe hell.  
So ischt mi Molerei nid z'grell!“

So mant de Herbst und werchet zue  
I fir Manier mit aller Rueh;  
Er luschtret zerstet so hin und her,  
Er fergaget d'Obsbömm, voll und schwer.

De Pflumme git er Rot und Blau,  
De Zwegsäte noch en sine Tau;  
Er molet d'Virebäggl zart;  
Bin Oepfle hät er 's Rot nid gpart.

Er tupft und tüpflet Tag für Tag  
Im Bromeschlag und Schlehegag  
Und hät im große Rebberg um  
Mit Rot und Blau si Gandium.

Doch goht au do zletscht d'Arbet us,  
Dro gaaschtet er um Hus und Chlus  
Und molet 's Laub im Obsbomghäld,  
Und gäl und rot de Berg und d'Wäld.

Bis endlich gfarbt stobt Bomm und Gstüd  
Zi Ost und West und Nord und Süd,  
Und alli Sorte Gäl, Rot, Bru  
Vor Nuge sind noch 's Moler's Gu.

Wohrhaftig, ganz hoffärtig macht  
Bi all der neue farbepracht  
Sich üse Gegend, ernscht, jo räiß,  
Wie wem si wär im fasnachtghäiß!

De Herbst, er freut sich a fir Chunsch;  
Er rüeft der Sunne: „Mit Vergunsch,  
frau Bas, no acht Tag schinn mer dri!  
Wenn 's nid cha sovel Wuche si.

De waascht, wie bald die Pracht ischt us,  
Wenn Riise chunt und Wildlustbrus,  
Wenn 's regnet i mi gschägget Laub,  
Wie gschwind isch alle Lüfte Raub!“

D'frau Sunn hät glachet und hat gstrohlt  
Uf 's Herbste Laubwerch, prächtig gmolt,  
Und d'Lüt hand gwundret und hand gfat:  
„De Herbst hät halt si Ehr drei glat!“

† S. Pletscher, Schleithelm.

geschägget — buntes; Cheer — Schaffenszeit; werchet — arbeitet; luschtret — lauert, sieht prüfend; Bromeschlag — Brombeergesträuch tragendes Waldstück;

gaaschtet er — geißtet er; Chlus — Klaus; Obsbomghäld — Obstbaumhalben; Gstüd — Gebüsch; Gu — Geschmack; räiß — streng; fasnachtghäiß — Fast-

nachtszug; Chunsch — Kunst; waascht — weicht; glat — gelegt.